

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 105 (2009)

**Heft:** 2

**Buchbesprechung:** Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

**Autor:** [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

CHRISTINE AKA: Unfallkreuze. Trauerorte am Strassenrand. Münster: Waxmann 2007. 299 S., Ill. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 109).

Die vorliegende Arbeit von Christine Aka wurde im Sommer 2005 vom Fachbereich Geschichte/Philosophie der westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Habilitationsschrift angenommen. Sie untersucht Kreuze am Strassenrand für Unfalltote, die etwa seit Ende der 1980er Jahre als memoriale Wegdenkmäler aufgestellt werden, denn sie «erzählen» von unterschiedlichen Schicksalen und Geschichten. Sie machen Verlust und Trauer öffentlich. Mit leiser Penetranz – und dies ist nicht pejorativ gemeint – wurden sie zu einer «Alltags(strassen)randerscheinung» (S. 15). Christine Aka will zeigen, warum Menschen diese Unfallorte zu besonderen Orten machen und welche Bedeutung diesen Symbolen in der Alltagskultur zukommt. Die Kreuze, die nicht zwingend religiös aufzufassen seien, markieren einen *Mnemolocus*, einen Erinnerungsort, der polysemisch zu interpretieren sei. Christine Aka hat in Westfalen-Lippe 250 Kreuze fotografisch und inschriftlich dokumentiert, deren Veränderung über mehrere Monate beobachtet und festgehalten sowie Erfahrungen über den jeweiligen Unfallhergang in intensiven Gesprächen im familiären Umfeld der Hinterbliebenen und mit den Freunden der zu Tode Gekommenen erkundet. Dabei versuchte sie, mit den Angehörigen die letzten Minuten vor dem Tod zu rekonstruieren, den Umgang mit der Leiche zu erfragen und die Bedeutung der Unfallsorte für die Angehörigen herauszufinden. An sechs ausführlich vorgestellten Beispielen kann man diese fast therapeutischen Gespräche eingehend nachvollziehen und verstehen, welche Bedeutung die meist von Freunden aufgestellten Kreuze dann für die Hinterbliebenen im Laufe der Zeit bekommen.

Die kulturelle Erfahrung, dass Todes- und vor allem Unfallorte seit mehreren Jahrhunderten gekennzeichnet werden, besitzt Kontinuität, und es fragt sich, ob es sich bei den heutigen, eher individuellen Kennzeichnungen um eine neue Form der Sakralität handelt. Als ein wichtiges Motiv für die Hinterbliebenen und Freunde kristallisierte sich in den Befragungen der Aspekt der Mahnung und Warnung heraus, verbunden mit einer Hoffnung auf Einsicht und erhöhte Vorsicht im Strassenverkehr, denn die Kreuze kennzeichnen ja in der Mehrzahl die Unfallorte von jungen Menschen. Gleichzeitig erfüllen sie auch klassische Merkmale des Totengedenkens, wobei sich mit dem Aufstellen von Kreuzen keine «religiösen Ambitionen» verbinden, sondern sie sind Ausdruck öffentlicher, ja offensiver Trauer, und die Frage nach dem Sinn und der Funktion von Unfallkreuzen berührt in erster Linie den Bereich der Affektbewältigung, die bei diesen dramatischen und unvorhergesehenen Todesfällen besonders im Vordergrund steht. Zudem fungieren die Unfallorte als anonyme Kondolenzorte, da hier Beileidsbekundungen oder kleine Geschenke abgelegt werden können, ohne dass ein direkter Kontakt mit den Angehörigen aufgenommen werden muss. Durch die spontanen und eruptiven Beileidsbekundungen und Freundschaftsbeweise von meist gleichaltrigen Jugendlichen werden sie zu Orten der öffentlichen und arglosen Kommunikation und bieten emotionale Entlastung. Interessant ist, dass die Unfallorte nach einer anfänglichen Markierung mit provisorischen Kreuzen ähnlich wie authentische Gräber immer perfekter mit dauerhaften Kreuzen, grabartigen Einfassungen, massiven Grableuchten, klassischer Grabbepflanzung, Fotos, Kuscheltieren und dgl. ausgestaltet wurden.

Angesichts dieser neuen und offenbar intensiven Kommunikationsform an den Unfallorten stellt sich natürlich die Frage nach der Bedeutung des authentischen Grabs im Verhältnis zur Unfallstelle. Dieser Aspekt, nämlich Unfallort und Grablage für die Trauer- und Gedenkkultur, wird von Christine Aka nicht thematisiert. Somit beantwortet sie auch nicht die Frage, ob nun die Unfallorte anstelle der Gräber auf dem Friedhof zu den primären Orten der Trauer werden. Ihr Hinweis auf die «bürokratische Enge», die die individuelle Gestaltungsfreiheit auf den Friedhöfen zu sehr einschränkt, ist in diesem Zusammenhang wenig erhellend, da gerade bei der Gestaltung der Gräber von Kindern und Jugendlichen auf den Friedhöfen in der Regel ein grösserer Spielraum gewährt wird. Daher wird nicht klar, ob die solchermassen gestalteten Unfallorte mit ihrem kreativen Potenzial für kollektive Trauerprozesse Ersatzorte für das Grab oder supplementäre Orte für die Trauer und Erinnerung sind. Um dies beurteilen zu können, wäre zumindest ein stichprobenhafter Vergleich von Gräbern und Unfallorten notwendig gewesen.

Christine Aka zeigt mit vielen Exkursen in die Diskussionen der Volkskunde, Ethnologie oder Psychologie über den Trauerprozess, den Volksglauben und die Volksfrömmigkeit oder postchristliche Beziehungen zum Numinosen, über religiöse Subsysteme und populare Spiritualität oder über die von Durkheim postulierten Abgrenzungen von Routine und Ritual eindrücklich, wie die Grenze von Öffentlichkeit und Privatheit an diesen Unfallorten durchlässig gemacht wird, indem die Anteilnehmenden durch

das «wilde» Aufstellen von Kreuzen ein kleines Stück des öffentlichen Raumes für das Unglücksopfer annexieren und sich einen Raum für die öffentliche Trauer jenseits der Professionalisierung und «Verordentlichung» auf den Friedhöfen schaffen. An diesen Orten werden gerade wegen der «Wildheit» und der fehlenden Normierung offenbar neue und kreative Formen von Trauerritualen, wie sie unablässig in der Ratgeberliteratur und in den Fachdiskussionen über den Sinn und die «Wiederkehr» von Ritualen und die Trauerprozesse gefordert werden, praktiziert.

*Barbara Happe*

THOMAS NUSSBAUMER (Hg.): Bäuerliche Volksmusik aus Südtirol 1940–1942. Originalaufnahmen zwischen NS-Ideologie und Heimatkultur. Doppel-CD mit umfassendem Begleitbuch. Innsbruck: Studienverlag 2008. CD 1: 36 Hörbeispiele; CD 2: 32 Hörbeispiele, Broschüre: 177 S., zahlreiche Fotos und Notenbeispiele.

Wohl kaum eine CD-Edition mit historischen Musikaufnahmen ist politisch und kulturell sobrisant wie die vorliegende. Auf sehr anschauliche (bzw. anhörliche) Weise greift der Innsbrucker Musikethnologe Thomas Nussbaumer als Herausgeber der Publikation ein Thema auf, das den Blick auf ein Stück denkwürdiger und problematischer Geschichte lenkt.

Als im Jahr 1939 die deutschstämmige und ladinische Bevölkerung in Südtirol vor die Entscheidung gestellt wurde zu *optieren*, bedeutete dies für sie, entweder weiterhin und unter Androhung von Deportationen in Mussolinis faschistischem Italien zu verbleiben oder in das Deutsche Reich unter Adolf Hitler auszuwandern (*Option*). Die meisten der Betroffenen (ca. 86 %) entschieden sich – aus unterschiedlichen Gründen – für die Umsiedlung, womit weder Mussolini noch Hitler gerechnet hatten. Die Auswanderung führte zur Spaltung der Bevölkerung in Daheimgebliebene (davon einige organisiert in Widerstandsgruppen) und *Optanten* – eine Spaltung, die nicht selten in gewalttätige Auseinandersetzungen mündete. Während der Umsiedlungsaktionen errichteten die Nationalsozialisten, massgeblich die Forschungsgemeinschaft «SS-Ahnenerbe» unter Heinrich Himmler, die «Südtiroler Kulturkommission». Ziel dieser Kommission war die «Aufnahme und Erfassung der kulturellen Werte in Südtirol»; es sollte die gesamte Kultur der ausgewanderten Südtiroler erforscht werden, aufgeteilt in Forschungsbereiche wie «Brauchtum und Volksschauspiel», «Geräte und Hausrat» oder «Trachten, Sinnbild und Heilszeichen». Zu den Mitarbeitern dieses NS-Projekts zählte der Musikwissenschaftler Alfred Quellmalz (1899–1979), der zuvor neun Jahre am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. gearbeitet hatte. Ihm war die Dokumentation der bäuerlichen «Volksmusik, Lied und Tanz» der Optanten zugewiesen. Dabei entstanden circa 3000 Tonaufnahmen, die er gemeinsam mit seiner Assistentin Gertraud Simon im Zuge einer umfangreichen Feldforschung und unter Einsatz der für die damalige Zeit modernen Technik der Magnetphontechnologie erstellte. Die Arbeiten dauerten insgesamt zwei Jahre, zwischen Juli 1940 und Mai 1942.

Die Aufnahmen von Alfred Quellmalz überstanden den Krieg, waren jedoch angesichts der politisch-ideologisch überaus fragwürdigen Umstände ihrer Entstehung – es galt nur «Germanisches» zu dokumentieren, die «Deutschheit» Südtirols zu beweisen und für die «artgerechte Volkstumspflege» zu arbeiten – höchst umstritten. Die Sammlung wurde 1946 geborgen und an die Philosophisch-theologische Hochschule in Regensburg überführt. Erst 2007 konnten die Tonaufnahmen innerhalb eines EU-Interregprojekts gemeinsam mit dem Tiroler Volksliedwerk Innsbruck, dem Referat Volksmusik am Institut für Musikerziehung in deutscher und ladinischer Sprache Bozen und der Universitätsbibliothek Regensburg restauriert und der Bearbeitung zugänglich gemacht werden.

Mit der vorliegenden Edition kann Thomas Nussbaumer aufzeigen, «dass die Realität viel differenzierter war und die Forscher sich der Parteiideologie nur in unterschiedlichem Ausmass unterordneten, da die meisten von ihnen primär von wissenschaftlichen Interessen und einem traditionellen Fachverständnis geleitet waren» (Broschüre, S. 13). In der Sammlung Alfred Quellmalz befinden sich neben Brauchliedern, Kinderliedern, Soldatenliedern und geistlichen Liedern sehr viele Balladen. Einige der Tonaufnahmen brachte Quellmalz bereits 1968 bis 1976 in seiner Publikation *Südtiroler Volkslieder* heraus. Der Forscher vermied es grösstenteils – so Nussbaumer –, politische, d. h. auch nationalsozialistische, Lieder zu dokumentieren. Die für diese Edition ausgewählten Tonaufnahmen sind eindrucksvolle Zeugnisse einer schweren und politisch spannungsgreichen Zeit. Jede einzelne der 68 fesselnden Aufnahmen wird von Thomas Nussbaumer ausführlich kommentiert, z.T. mit Transkriptionen versehen und durch Bildmaterial ausgestaltet.

*Karoline Oehme*

RUDOLF GOOP: Menschen am Schellenberg. Eine volkskundliche und sozialgeschichtliche Dokumentation einer Gemeinde im Fürstentum Liechtenstein während der Zeit von 1800 bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Wien: Böhlau. Bd. 1: Besiedlung der Gemeinde. 2005. 255 S., Ill.; Bd. 2: Land-, Alp- und Waldwirtschaft. 2008. 303 S., Ill.

Die Beurteilung der Qualitäten dieses Werks aus spezifisch volkskundlicher Sicht stösst vorläufig auf einige Schwierigkeiten. Der Autor, der sich zwar schon in der Jugend für die Geschichte seines Heimatdorfes Schellenberg interessierte und Nachrichten darüber sammelte, ist erst in späteren Lebensjahren zur wissenschaftlichen Volkskunde gestossen, nämlich durch 1984 begonnene systematische Interviews mit bejahrten Mitbürgern. Er hat dabei die Zusammenarbeit mit dem volkskundlichen Institut der Universität Innsbruck gesucht und gefunden, dessen Vorstand Leander Petzoldt auch die Einleitungen zu den vorliegenden Bänden schrieb. Einem dem ersten Band beigegebenen Faltblatt aber entnimmt man, dass Goop zu den vorliegenden noch drei weitere grossformatige Bände über das Leben der Schellenberger publizieren will, wobei die spezifisch volkskundlichen Materien offenbar vor allem im letzten Band vorgesehen sind. Aus diesem Grunde kann hier nur eine vorläufige Anzeige erfolgen.

Band 1 ist vor allem Dokumentation. Nach einem kurzen historischen Abriss behandelt Goop auf der Basis von Vorarbeiten Fridolin Tschugmells die Familiengeschichte der in Schellenberg ansässigen Geschlechter, unter Beilage von Stammbäumen und vielen Familienbildern. Auf eine sozialgeschichtliche Auswertung der vielen Daten, etwa in Bezug auf Schichtung, Heiratskreise usw. wird aber verzichtet. Für den auswärtigen Leser interessanter sind die abschliessenden Ausführungen über Verteilung des Wassers, Strassen und Wege sowie den Hausbau, womit bereits volkskundliche Fragestellungen in den Blick kommen. Für die methodische Grundlage der Arbeit ist Anhang vier wichtig, der die befragten Personen samt Bildporträt nachweist, dazu die gestellten Fragen aufzählt. Goop arbeitete mit einem Fragebogen von 26 Haupt- und rund 300 Unterthemen, den er aber nicht stur «durchzog», sondern mehr im Sinne eines semistrukturierten Interviews handhabte. Insgesamt nahm er so 63 Tonbandkassetten auf, was in der Transkription rund 2000 A4-Seiten Text ergab.

Band 2 ist der im Untersuchungszeitraum vorherrschenden wirtschaftlichen Tätigkeit gewidmet. Entsprechend der geografischen Lage Schellenbergs auf einem Hügelrücken im nördlichen Teil des Fürstentums auf einer mittleren Höhe von etwa 600 m war die Landwirtschaft vielseitig: Viehwirtschaft und Ackerbau (vorwiegend Kartoffeln und Mais), ergänzt durch etwas Obst- und Weinbau. Besonders bemerkenswert ist, dass die Gemeinde nach der Rheinkorrektion im 19. Jahrhundert einen Anteil am drainierten Land in der Ebene erhielt, was die Ernährungsbasis ausweitete, allerdings neue Weg- und Strassenverbindungen über 200 Höhenmeter erforderte. Ebenso erwarb die Gemeinde um dieselbe Zeit zwei Alpen, aber nicht im eigenen Ländchen (dort waren keine mehr zu haben), sondern relativ entfernt im benachbarten Österreich, was hiess, dass vor dem Einsatz von Eisenbahn und Lastwagen die Alpfahrt mehr als einen Tag benötigte. Die Landwirtschaft war weitgehend Subsistenzwirtschaft; über die offenbar gleichwohl vorhandene Vermarktung eines kleineren Teils der Produkte sagt der Verfasser wenig aus. Hingegen erfahren wir manche Details aus dem Arbeitsleben, wobei Goop auch eigene Erfahrungen aus Kinder- und Jugendjahren dienlich sind. Wer wissen will, was ein «Autotraktor» ist oder welcher Arbeit ein Schweinebändiger nachgeht, wird bei Goop fündig. An die «Türkenernte», womit nicht etwa Menschen gemeint sind, sondern der im Rheintal verbreitete Mais (Türkenkorn), schloss sich ein kleines Fest an, womit wiederum volkskundliche Themen angesprochen sind. Wenn der Eindruck vorherrschend mag, nach 1950 hätten sich, wie auch andernorts, die traditionellen Wirtschaftsformen stark verändert und fast aufgelöst, so gibt es doch auch viele Indizien für ziemlich einschneidende Veränderungen schon in früheren Zeiten. Dazu gehört neben der Urbarmachung des Riets auch der Bau der Liechtenstein querenden Arlbergbahn, die neben Vorteilen auch nicht wenige Nachteile für die Landwirtschaft mit sich brachte. Das alles erforderte schon damals eine hohe Anpassungsleistung.

Sicher kann schon heute gesagt werden, dass der dokumentarische Wert des Werkes hoch ist, namentlich durch die teilweise ausführlichen Passagen aus transkribierten Interviews. Die Bände sind reich mit Fotos und teils amüsanten Nachdrucken von Zeitungsinseraten versehen. Schon jetzt sei das Desiderat angebracht, die Erschliessung des Inhalts möge durch ein Sachregister erleichtert werden. Abschliessend wünscht man, dem Verfasser sei die Gesundheit und Kraft vergönnt, die Ernte seiner Sammeltätigkeit vollständig einzufahren und in der ansprechenden Form wie in den vorliegenden beiden Bänden dem Publikum zu präsentieren.

Peter Hersche

FRANZISKA SCHÜRCH: Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst. Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde; Münster: Waxmann 2008. 183 S., Ill. (Culture [kylty:r]. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 1).

Franziska Schürch analysiert im vorliegenden Band nicht nur ihren Gegenstand, sondern insbesondere dessen Konstruktion. Wie und wann erlangt eine bestimmte Gruppe von Objekten den Status von «Appenzeller Volkskunst»? Welche Akteure sind an diesem Prozess beteiligt und wie hat er auf die Dinge zurückgewirkt? Welche Diskurse wurden und werden an den fraglichen Objekten festgemacht? Die Autorin zeichnet die Entwicklungsgeschichte der Appenzeller Volkskunst im nationalen und europäischen Umfeld nach, in Kontexten von Sammlern, Wissenschaft, sozialpolitischen Bewegungen und nationalen Interessen. Schürch verfolgt dabei drei Perspektiven mit unterschiedlicher Tiefenschärfe: Sie fokussiert aus der Nähe auf die Objekte, richtet den Blick auf deren sozialgeschichtliche Kontexte und gewinnt zuletzt Aussagen zur Ideologieproduktion der Moderne.

Die Entdeckung der Dinge: Die Appenzeller Volkskunst ist als Objektkategorie gut hundert Jahre alt. Sie wird um 1900 von einem privaten Sammler «entdeckt» und in der Folge zu einem wissenschaftlichen Forschungsgegenstand. Gustav von Schulthess, der als junger Student entsprechende Objekte zu sammeln beginnt, wird ideell durch die Wissenschaft unterstützt: Eduard Hoffmann-Krayer, einer der Begründer der Schweizer Volkskunde, zeigt dessen Sammlung unter dem Titel «Volkskunst und Volkskunde» 1910 im Basler Völkerkundemuseum. Damit tritt «Appenzeller Volkskunst» als Objektkategorie erstmals in Erscheinung, zugleich wird so die Schulthess'sche Sammlung durch die wissenschaftliche Volkskunde legitimiert. Hoffmann-Krayer und Schulthess werden als paradigmatischer «Fall» für die Volkskunstforschung lesbar, die von 1900–1950 durch ein enges Zusammenwirken von Praxis und Wissenschaft geprägt ist.

Weitere Akteure sind an der Definition von Volkskunst beteiligt. Im Rahmen der Kunstgewerbebewegung und des Arts & Crafts Movement ist Volkskunst Teil einer ästhetischen, politischen und sozialpolitischen Diskussion. Die wissenschaftliche Volkskunde interpretiert Volkskunst als Produkt einer bäuerlich-ländlichen und traditionellen Gesellschaft; das Kunstgewerbe dagegen praktiziert sie als zeitgenössischen nationalen Stil. Ästhetische, nationale, soziale und moralische Ansprüche verbinden sich zu einem eigenartigen Amalgam: Durch die Erhöhung der künstlerischen Qualität von Gebrauchsgegenständen sollen das heimische Gewerbe gefördert, die Arbeitsbedingungen der Handwerker verbessert und zugleich die Bevölkerung zum guten Geschmack – und damit zu besseren Menschen – erzogen werden.

Entwicklung einer Objektkategorie: Volkskunstphänomene entwickeln sich gesamteuropäisch bereits ab den 1850er Jahren, nicht zuletzt im Kontext der grossen Weltausstellungen, wo ihr als national konstruierter Charakter gestärkt wird. Auch in der Schweiz gewinnen ab 1848 Elemente der Volkskultur Bedeutung als Teil einer «offiziellen Selbstdarstellung» des neu gegründeten Bundesstaates. 1883 findet in Zürich die erste Schweizer Landesausstellung statt, den Durchbruch schafft die Appenzeller Volkskunst jedoch erst an der «Landi 39». Das Bedürfnis nach nationalem Zusammenhalt in Kriegszeiten (die Parole lautet «geistige Landesverteidigung») fördert die Umdeutung regionaler Charakteristika in eine nationale Symbolkultur. Regionalkultur wird für die nationale Identitätsbildung genutzt, wobei die Objekte regional verankert bleiben und gerade damit einen wichtigen Identitätsaspekt betonen: die kulturelle Vielfalt der Schweiz. Die beiden Appenzell werden über ihre Volkskunst als ländlicher Raum symbolisiert, zugleich war Appenzell Ausserrhoden wichtiger Standort der Textilindustrie. So kann «Appenzell» die schweizerische Ideal-Identität der 1940er Jahre verkörpern: Verwurzelung der Moderne in der Tradition.

1941 findet in Basel die Schau «Schweizer Volkskunst» statt, bemerkenswerterweise in der Kunsthalle, dem Ausstellungshaus des Basler Kunstvereins. 25 Jahre früher hatten Objekte aussereuropäischer Stammeskunst die künstlerische Moderne Europas wesentlich beeinflusst – was sich als Primitivismus im Stil von Expressionisten und Surrealisten manifestierte. Mit der Basler Ausstellung in einem eindeutig (und ausschliesslich) mit Kunst konnotierten Kontext wird nun auch Volkskunst als ästhetisches Phänomen gewürdigt. Damit findet eine Umwertung der Appenzeller Volkskunst vom binnenexotischen ethnographischen Objekt hin zum Kunstobjekt statt.

Metamorphosen der Bedeutung: Durch das Sammeln, das die Autorin als ein Schaffen von spezifischen Ordnungen erkennbar macht, wird nicht zuletzt auch Bedeutung generiert. Mit dem Sammeln fängt die «Erfindung» von Volkskunst an: Bestimmte Objekte kommen in Bewegung, sie werden sowohl real wie metaphorisch in andere Kontexte überführt. Die Dinge mäandrieren gleichsam durch die Wertesysteme und übernehmen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Funktionen. Sie wandeln sich von der Kuriosität zum ethnographischen Objekt, sind zunächst Gebrauchsgegenstand, werden zum Zeichen regionaler Identität, dienen als moralisches ErziehungsInstrument, sind Ausdruck von Wirtschaftspro-

tektonismus, mutieren zum rein ästhetischen Kunsthphänomen. Die Autorin geht dieser Bewegung der Dinge in Raum und Zeit nach, wobei sie Raum und Zeit als soziale Konstrukte versteht, die nicht zuletzt mit Hilfe von Dingen und deren Bewegungen hergestellt werden. «Kontext» ist hier weit mehr als nur funktionalistisch verstandener Ursprungskontext, Schürch spricht von «bedeutungsermöglichen dem Kontext», von einem referentiellen Netz, in dem sich die Objekte bewegen.

Die Metamorphosen der Bedeutung von Volkskunst analysiert Schürch auch auf der Mikroebene. In der detaillierten Befragung der Dinge macht sie die Vielschichtigkeit und Vielfalt der nebeneinander bestehenden Bedeutungen sichtbar. Ursprünglich werden die fraglichen Objekte nicht als Volkskunst bezeichnet, sondern sind Teil eines weit grösseren Bestandes an materieller Kultur. Die Hauptmotive der Appenzeller Volkskunst – Landschaft, Senn, Kuh – analysiert Schürch mit dem kunstwissenschaftlichen Instrument der ikonographischen Analyse nach Panofsky. An allen drei Motiven kann sie aufzeigen, wie parallel verlaufende Entwicklungen zugleich gegenläufige Werte transportieren und in den Dingen ihren Ausdruck finden. So geht etwa die Folklorisierung der Viehschauen einher mit der Standardisierung und Industrialisierung der Viehhaltung Mitte des 19. Jahrhunderts. Die voralpine und alpine Landschaft erfährt Vergleichbares: Ihre emotionale Aufwertung verläuft parallel zum wirtschaftlichen Niedergang der appenzellischen Textilindustrie. Die symbolische Aneignung und Ästhetisierung des alpinen Raums durch städtische Kreise bedient im Lauf dieses Prozesses unterschiedliche Bedürfnisse – moralische, identitätsstiftende, touristische – und wirkt notabene in den Diskussionen um das Verhältnis Stadt/Land bis heute nach. Auch die spezifisch appenzellische Sennenkultur findet in Zeiten der Moderne anfangs des 20. Jahrhunderts eine neue Bedeutung: Durch ihre Verklärung als archaische Männergesellschaft dient sie städtischen Bürgerkreisen zur eigenen Identitätsbildung als staatstragende Männerkultur; zugleich erfüllt sie ihre Rolle als Instrument gegen weibliche Forderungen nach gesellschaftlicher Teilhabe, indem ein traditionelles Frauenbild gestärkt wird.

Moderne und Kompensation: Das Zeitalter der Moderne ist gekennzeichnet durch eine gegenläufige Bewegung, die der europäischen Ethnologie nicht unbekannt ist: Die Industrialisierung und der Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse gehen einher mit einer ideologisch grundierten Aufwertung des Althergebrachten und Folklorisierungsprozessen im Bereich des Traditionellen. In diesen zeitgeschichtlichen Zusammenhang muss auch die Volkskunst gestellt werden. Schürchs umfassende Analyse macht deutlich, dass die scheinbar gegensätzlichen Phänomene Volkskunst und Moderne untrennbar sind. «Volkskunst» sowohl als Praxis, als Begriff wie auch als Forschungsgegenstand ist Teil der Moderne; wurde sie auch als Gegenbild entworfen und interpretiert, so verdankt sich ihre Genese dennoch der Moderne. «In einem weiteren Sinne schufen die Moderne und die Industrialisierung eine neue Ordnung der Dinge – und die Volkskunst war Teil derselben» (S. 46).

Die Erfindung oder Entdeckung von Volkskunst ist ebenso untrennbar verbunden mit der (Neu-) Strukturierung des Kunstbegriffs Ende des 19. Jahrhunderts. Die Kunsthistorik ist wie die Volkskunde eine relativ junge Disziplin. Ihre akademische Konsolidierung geschieht unter den Vorzeichen der Moderne, und die Hierarchie ihrer Begrifflichkeiten (hohe Kunst, Laienkunst, Volkskunst, primitive Kunst) trägt entsprechend modernistische Züge. Darin offenbart sich eine «Organisation der Differenz»: «Am Beispiel der Kunst lässt sich zeigen, wie eine als ‹primitiv› oder ‹naiv› bezeichnete Andersheit gebraucht wurde, um Modernisierungsprozesse erkennbar zu machen» (S. 56).

Kunst als Wahrnehmungsperspektive: Schürch definiert Kunst als sozial- und kulturwissenschaftliches Feld. Die Eingliederung von Kunst in ethnologische und kulturwissenschaftliche Betrachtungen ist schon länger ein Anliegen der Autorin<sup>1</sup>. Tatsächlich haben die Kulturwissenschaften bisher die Kunst kaum als Gegenstand von Interesse betrachtet und wenn, dann meist in den Unterscheidungskriterien von Volkskunst und Kunst, was – wenig überraschend – zu keinem klaren Ergebnis führte. Schürch dagegen plädiert für eine prinzipielle Einheit aller Künste und fordert eine Forschungsperspektive, die Kunst als soziales Handeln versteht. So gelänge es, Kunst als neues Terrain für die Kulturwissenschaften zu gewinnen: «Die Produktion und Bewertung von Kunsthphänomenen ist ursächlich an soziale und politische Zustände, Werte und Ideen gebunden; somit ist Kunst eindeutig ein sozial- und kulturwissenschaftlich relevantes Untersuchungsfeld» (S. 49). Die Autorin führt nicht zuletzt auch methodisch vor, wie eine solche Interdisziplinarität umgesetzt werden kann, indem sie u. a. ein bewährtes kunstwissenschaftliches Instrumentarium für ihre Analyse zu nutzen weiß.

Franziska Schürch gelingt mit ihrer Dissertation eine umfassende Analyse, die sich mit Gewinn liest. Kenntnisreich in den Details, erschöpft sie sich jedoch nicht darin. Vielmehr geht sie den Verbindungen ihres Gegenstandes zu unterschiedlichen sozialhistorischen Entwicklungen nach, den vermuteten ebenso wie den unerwarteten, und zeichnet so ein komplexes Bild von Kontextabhängigkeit und Bedeutungsgenerierung anhand einer vermeintlich wohlbekannten Objektgruppe. Darüber hinaus zeigt sie auf, wie die fraglichen Dinge für die Ideologieproduktion der Moderne genutzt wurden. Die Auto-

rin schliesst mit der Formulierung einer neuen Forschungsperspektive zur Erschliessung weiterer Untersuchungsfelder für die Kulturwissenschaften. Diesem Aufruf zur Eliminierung blinder Flecken kann man sich nur anschliessen. Dass jedes ästhetische Phänomen auch kulturelle und soziale Komponenten hat, liegt eigentlich auf der Hand, dennoch besteht auf diesem Gebiet einger kulturwissenschaftlicher Nachholbedarf. Franziska Schürch trägt mit der vorliegenden Arbeit in beispielhafter Weise zur Erhellung solcher Phänomene bei.

*Sibylle Ryser*

TOBIAS G. NATTER (Hg.): Schappele, Chränsle & Co. Hohenems: Bucher Verlag 2008. 91 S., Ill.

Der Band ist einem Geschenk gewidmet, das das Vorarlberger Landesmuseum 2007 erhielt und im folgenden Jahr präsentierte: der Sammlung von 96 weiblichen Kopfbedeckungen, welche die Bregenzerin Agnes Kinz, Bürgermeisterswitwe, in den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts zusammengetragen hatte und die bereits seit Jahren als Leihgabe im Museum lag. Jedes Stück erscheint farbig, z.T. in Grossformat fotografiert und beschrieben. Die Objekte, überwiegend mit kostbarer Goldstickerei, stammen etwa zur Hälfte aus Vorarlberg und den angrenzenden Bodenseegebieten (auch der Schweiz), zur anderen Hälfte aus Beispielen anderer österreichischer Länder und verschiedener ausländischer Regionen im Norden und Osten. Wichtigste Ordnungsprinzipien der Sammlung sind, von der regionalen Zuordnung abgesehen, offensichtlich Form und (Entwicklungs-)Reihe. Eine historische und soziale Situierung unterbleibt, eventuelle Lebensbezüge wurden mit dem Transfer in den musealen Kontext wohl schon von der Besitzerin abgeschnitten. Die jetzige Kuratorin, Magdalena Häusle, unternimmt es, sie zu charakterisieren.

*Christine Burckhardt-Seebass*

ENZYKLOPÄDIE MIGRATION IN EUROPA. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hg. von Klaus J. Bade et al. Lizenzausg. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2007. 1156 S., Ill.

Klaus J. Bade, Verfasser des Buches *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (2000), beschloss während der Niederschrift dieses Werks 1996 (er arbeitete am Netherlands Institute for Advanced Study NIAS der Niederländischen Akademie der Wissenschaften in Wassenaar), sich an die konzeptionelle Herausforderung einer Enzyklopädie zum Thema «Migration in Europa» zu wagen. Geplant waren drei Jahre (2000–2003), es wurden daraus sieben. Der Umfang von 1156 Seiten sowie der zeiträumliche Umfang Europas vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart rechtfertigen die Dauer der Entstehungszeit. Er gewann drei weitere Herausgeber und drei redaktionelle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hinzu, paritätisch deutscher und niederländischer Herkunft, mit Sitz in Osnabrück und in Leiden; ein wissenschaftlicher Beirat und sogenannte Länderkoordinatoren berieten die Herausgeber und organisierten ein Heer von Autorinnen und Autoren für die einzelnen Artikel. Das Projekt umfasste am Ende über 200 Mitarbeitende. Und es konnte finanziert werden. Das Vorwort liest sich wie ein Leitfaden für die erfolgreiche Umsetzung des Konzepts einer Enzyklopädie – durchaus spannend.

Im einleitenden Artikel kommen die vier Herausgeber gemeinsam zu Wort und erläutern die inhaltliche Ausrichtung der Enzyklopädie: «Migration gehört zur Conditio humana wie Geburt, Vermehrung, Krankheit und Tod; denn der Homo sapiens hat sich als Homo migrans über die Welt ausgebreitet» (S. 19). Zur Migration zählt die Integration am Zielort, und diese ist abhängig ebenso von der Motivation der Zuwanderungsgruppe wie von der Aufnahmebereitschaft der Zielgruppe. Besondere Aufmerksamkeit schenken sie dem Assimilationsmodell der Chicago School of Sociology unter der Leitung von Robert Ezra Park seit den 1920er Jahren. Das Modell geriet in Vergessenheit; es ist aber brauchbar unter der Voraussetzung, dass der Assimilationsprozess nicht streng linear und die Aufnahmegesellschaft nicht rein statisch gesehen werden. Integration ist ein dialektischer sozialer Prozess, dessen Gelingen von vielen Faktoren abhängig ist.

In einem zweiten einleitenden Artikel gehen der Herausgeber Leo Lucassen und zwei Beiräte auf Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung ein. Sie geben hierzu ganz konkrete Beispiele, um die Bedeutung der Termini zu veranschaulichen: Migrationsregime, Wanderungssysteme, Festung Europa, Grenzerfahrungen im wörtlichen Sinn, Akkulturation, Ethnisierung, *backward linkages* u.a.m. Die Nationalstaatlichkeit, die im 19. Jahrhundert einsetzte und den Zusammenbruch der Vielvölkerreiche der Habsburger, der Hohenzollern und der Osmanen bewirkte, führte zu verstärkter binneneuropäischer Migration, zu transatlantischer Abwanderung und zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Dabei zeigt sich, dass der historische Einschnitt nach dem Ersten Weltkrieg entscheidend ist. Die Veränderungen in Europa in der Zwischenkriegszeit dauern über den Zweiten Weltkrieg hinaus an, und erst in den 1950er Jahren setzen neue Migrationsssysteme ein, nicht zuletzt dank der Genfer Konvention

von 1951. (Wegen ungelöster Konflikte infolge des Versailler Vertrags 1920 bleiben Ungarn und Rumänen ausgeklammert!) Abschliessend fragen sich die drei Autoren, «ob zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein neues Migrationsregime zu erwarten ist, das neue Regeln für die Eingliederung von Migranten setzt» (S. 52). Transnationale Herkunftsgemeinschaften, die über Generationen fortbestehen, könnten bei einem Rückzug des klassischen Nationalstaats und bei den heutigen Transport- und Kommunikationsmitteln einer globalisierten Welt (Flugzeug, Internet) geschaffen werden. Sie könnten das ältere Assimilationsmodell und das neuere Eingliederungsmodell ersetzen. In Nordamerika zeichnet sich ein solcher Wandel bereits ab, für Europa muss die Frage offen bleiben. Die «Gastarbeiter» Westeuropas zeigen aber starke Integrationstendenzen, so dass ein neues transnationales Migrationsregime in Europa eher unwahrscheinlich ist.

Paula Küng-Hefti

ULLRICH KOCKEL/MÁIRÉAD NIC CRAITH (Hg.): *Cultural Heritages as Reflexive Traditions*. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2007, 221 S.

Einen kleinen, dafür aber umso anregenderen Band mit aktuellen Perspektiven auf die Nutzungs- und Entstehungskontexte von kulturellem Erbe haben Ullrich Kockel und Máiréad Nic Craith (beide an der Academy of Irish Cultural Heritages an der University of Ulster) herausgegeben. Der Vielfalt des Phänomens «Kulturerbe» trägt auch die inhaltliche Ausrichtung des Bandes Rechnung, indem er breite ethnographische Fallstudien enthält und gleichzeitig in einigen Beiträgen eine theoretisch orientierte Annäherung an die verschiedenen Konzeptualisierungen kulturellen Erbes bietet. So verschieden die Fragestellungen in den jeweiligen Fallstudien auch sind (räumlich geht es von Irland über Istrien bis nach Südafrika oder Australien), so frappierend ähnlich sind doch die kulturellen Strategien und Logiken, die die lebensweltlichen Dimensionen kulturellen Erbes bedingen. Meist geht es um Narrationen des Eigenen in grösseren Zusammenhängen (z. B. den fremden Touristen, den Staat etc.), um die Frage nach den Zugangsmöglichkeiten zur Ressource Kultur, um die hegemonialen Deutungen von Geschichte und das eigene Herkommen in je differenten Kontexten. Genau diesen Wandlungsprozessen kann eine Alltagswissenschaft bestens nachspüren und dabei Lesarten anbieten, die mit dem Blick auf das Einzelne und Singuläre doch grössere Zusammenhänge und Strukturen deutlich machen. Dies gelingt den Beiträgen des Bandes in vielfältiger Weise.

Zu Beginn des Bandes setzt sich *Máiréad Nic Craith* in ihrer Einleitung («Cultural Heritages: Process, Power, Commodification») mit dem semantischen Gehalt der verschiedenen Konzepte von Kulturerbe auseinander und erläutert die Bedeutung reflexiver Forschung in diesem Bereich. Konsequenterweise diskutiert Nic Craith zunächst die theoretischen Implikationen der beiden Konzepte *heritage* und *tradition*, deren Verwobenheit mehrere Beiträge des Bandes explizit thematisieren.

Mit dem Titel «Reflexive Traditions and Heritage Production» greift *Ullrich Kockel* den Titel des Bandes auf, indem er sich auf das Konzept der reflexiven Modernisierung bezieht. Es geht ihm dabei vor allem darum, theoretische Klarheit durch die Differenzierung von Tradition und Erbe zu erreichen. Für Kockel ist *heritage* demnach aus dem Prozess der Tradition herausgenommene Kultur – entweder werden z.B. kulturelle Artefakte dabei nicht mehr im alltäglichen Gebrauch weitergegeben, wodurch sie nutzlos (im Pomian'schen Sinne) werden, oder sie werden aus eigentlichen Kontexten herausgelöst und in neuen Kontexten als Symbol oder Zitate verwendet. Tradition hingegen zeichne sich vor allem durch den aktiven Akt der Weitergabe aus. Aus dieser Perspektive ergibt sich schliesslich, dass *heritage* für Kockel «the fixation of a stage in the process of tradition» (S. 21) bedeutet. Nur im Prozess der Tradition bliebe Kultur dynamisch und beweglich. An dieser Differenzierung lohnt es sich weiterzudenken, stellt sie doch eine nicht unproblematische Schnittstelle zwischen kulturtheoretisch fundierter Konzeptualisierung und alltagspraktischen, lebensweltlichen Dimensionen dar, die immer dann virulent wird, wenn wissenschaftliche Begriffe und Konzepte auch in anwendungsorientierten Bereichen auftauchen. Schliesslich liesse sich sogar fragen, ob beide Begriffe, wenn sie die Prozessualität kultureller Praxen bezeichnen, nicht weitgehend deckungsgleich sind. Anders sieht es freilich dann aus, wenn man die Begriffe in alltagssprachlichen Kontexten und die damit bezeichneten Praxen untersucht. Reproduziert eine Gegenüberstellung von *heritage* und *tradition* nicht erneut eine im Fach lange heiß diskutierte und schliesslich durch einen praxeologischen Kulturbegriff *ad acta* gelegte Dichotomisierung von Folklore und Folklorismus?

Der Fokus auf Traditionen als Strategie der wirtschaftlichen Entwicklung steht im Mittelpunkt des Beitrags der griechischen Sozialanthropologin *Gabriella Aspraki*, die die Auswirkungen der EU-Initiative LEADER im ländlichen Griechenland untersucht. Ethnographische Studien zu lokalen Implikationen übergeordneter EU-Politik sowie den differenzierten Prozessen der Interaktion und Kommunikation zwischen lokalen und transnationalen Akteuren seien, so Aspraki, nach wie vor selten. Während

lokale Gemeinschaften höchst differenziert sind, produzierten Programme wie LEADER häufig homogenisierte Lesarten ländlicher Bevölkerung und von Ländlichkeit im Allgemeinen. Am Beispiel der zentralgriechischen Kommune Karatsi und deren Anbindung an eine touristische Themenstrasse – die Strasse des Weins – kann Aspraki dabei sehr eindrücklich zeigen, in welcher Weise ländliche Traditionen im Rahmen der Tourismusindustrie zu einer umstrittenen ökonomischen Ware werden. So wurde etwa die Entscheidung einer lokalen Vereinigung von Frauen, die einen Teil ihrer Gewinne in die Installation eines elektronischen Glockengeläuts der beiden Dorfkirchen und damit aus ihrer Sicht in Modernisierung und Fortschritt investierten, durch den Direktor der Strasse des Weins scharf kritisiert. Dieser hätte die Investitionen lieber in der Einrichtung eines Dorfmuseums gesehen, das Touristen anzieht. Auch der im Rahmen des LEADER-Projekts geäusserte Vorschlag, die lockere Vereinigung der Frauen sollte in eine Kooperative für agrikulturelle Produkte überführt werden, stiess bei den Frauen auf wenig Gegenliebe. Stattdessen entschieden diese sich dafür, ihr Engagement in die Errichtung einer kleinen Kapelle für den heiligen Cosmas einzubringen. Diese Beispiele, die Aspraki ihren jeweiligen Argumentationskontexten beleuchtet, zeigen sehr anschaulich, wie eigenwillig die lokalen Akteure übergeordnete Politik in ihrem Umfeld interpretierten und konkretisierten.

Der folgende Beitrag («Honouring Stories: Performing, Recording and Archiving Yolngu Cultural Heritage») lenkt den ethnographischen Blick nach Australien und die Transmission immaterieller Kultur bei den Yolngu. Was passiert, wenn lokale Traditionenbestände in Datenbänken archiviert, genutzt und zugänglich gemacht werden – so lautet Fiona Magowans zentrale Frage. Die Produkte der Archivierung würden dabei häufig die konfliktreichen Prozesse in der Herausbildung dieser Narrationen verschleiern, bei der indigene Gruppen auf Forscherinnen und Forscher und professionelle Nutzer stossen. Magowan interpretiert dabei bereits das Dokumentieren und Archivieren kulturellen Erbes als eminent politischen Akt mit entsprechenden ethischen und moralischen Problemen.

Auf den ersten Blick erstaunt der Vergleich, den Anne Kathrine Larsen zur narrativen Inszenierung des Lebens zweier Frauen in Norwegen und Malaysia anstellt («Tradition as Reflexive Project in Norway and Malaysia: Witch, Whore, Madonna and Heroine»). Larsen geht es dabei weniger um die beiden untersuchten historischen Persönlichkeiten als vielmehr um die jeweilige Biographie der Narrativen zweier zum Tode verurteilter Frauen, deren Leben je nach historischem Kontext mit unterschiedlichen Deutungsdimensionen angereichert wurde. Sie kann nachzeichnen, wie sukzessive die Deutung der Frauen als Hure oder Hexe hin zu einer Heiligen oder Helden verschoben wurde und damit auch je spezifische neue Funktionen im Akt der Narration erhielt. Ob für die Interpretation in der aktuellen Nutzung dieser Narrative die von David Lowenthal eingebrachte Dichotomie von *heritage* und *history* nötig ist, mag zu bezweifeln sein, Larsens Untersuchung zeigt jedoch sehr anschaulich, in welchen Kontexten populäre Erzählstoffe in welcher Form genutzt werden.

Die folgende Fallstudie von Anna Bohlin setzt sich mit der Nutzung von kulturellem Erbe in einer südafrikanischen Stadt auseinander («Challenging Heritage in a South African Town»), wo in einem lokalen Museum vorrangig die Geschichte der weissen Siedler thematisiert wurde. Das «Oude Kerk»-Museum in Riebeek-Kasteel wird durch seine Konzeption in der Perspektive Bohlins zum Paradigma hegemonialer Geschichtsdeutung, in der im vorgestellten Fall die Geschichte der schwarzen Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt, deren kulturelles Erbe sowie die Dimensionen von Apartheid ausgeklammert werden. Anna Bohlin untersuchte den spannenden Moment, an dem auf lokaler Ebene über eine Neuausrichtung des Museums diskutiert wurde; sie zeichnet diese Diskussion sensibel nach und fragt nach den Gründen mangelnder Partizipationsmöglichkeiten.

Implizit knüpft der Beitrag Ian Fairweathers zur Produktion von Lokalität in Namibia an diese Überlegungen an («Heritage and the Production of Locality in North Namibia»). Fairweather untersucht dabei die Funktion nationaler Kulturfestivals im Prozess postkolonialer Nationenbildung. Dieser Prozess, bei dem aus staatlicher Sicht eine extrem heterogene Bevölkerung berücksichtigt werden muss, beinhaltet jedoch auch negative Effekte der Produktion homogenisierter Eigenschaften, wenn sich etwa ländliche Gemeinschaften an stereotypen Imaginationen orientieren. Der Fokus auf lokale Heritage-Bildung zeigt jedoch auch, dass sich lokale Akteure mit ihren eigenen Traditionen mittels ihres kulturellen Erbes im Rahmen einer nationalen Kulturpolitik Gehör verschaffen.

Der Rolle der britischen Kultur im Süden Afrikas ist der folgende Beitrag von Hana Novotná gewidmet («The Changing Role of British Cultural Traditions in South Africa»). Die Autorin fragt nach den Konflikten in der Bewertung kulturellen Erbes in Südafrika und fokussiert dabei vor allem die Phase nach 1994. In welcher Weise fanden Traditionen, Normen und Werte der ehemaligen Kolonialmacht Grossbritannien Eingang in politische und bürokratische Strukturen und wie beeinflussten diese die Herausbildung einer südafrikanischen kulturellen Identität?

Auch wenn der räumliche Kontext ein ganz anderer ist, so schliesst sich doch der folgende Beitrag von *Gabriele Marranci* zum Thema «The Transmission of Islamic Heritage in Northern Ireland» an Novotnás Fragestellung an. Marranci hat intensive Feldforschungen am Belfast Islamic Centre durchgeführt und dabei mikroperspektivisch den Akt der Transmission eines spezifisch islamischen Erbes untersucht. Wie wird in einem kulturell als fremd wahrgenommenen Kontext das eigene kulturelle Erbe im Akt der Sozialisation erst produziert, durch welche Strategien und Techniken wird es vermittelt und wie transformiert es sich in diesem Prozess? Vor allem in den Interviews mit den Jugendlichen kann Marranci dabei die oft divergierenden Interessen und Motivationen herausarbeiten, etwa wenn ein 14-jähriger Junge, dessen Eltern aus Pakistan stammen, kritisiert, dass die Lehrer in der Sonntagschule zu aktuellen Problemen in seinem unmittelbaren Lebensumfeld nur wenig beizutragen hätten und seine Eltern ihn vor allem aufgrund befürchteter sozialer Kontrolle in das islamische Zentrum schickten. Nicht nur die Frage, welches islamische Erbe weitergegeben wird, zeigte sich als höchst umstritten, sondern auch die Frage nach der Art und Weise (etwa nach der zeitgemäßen Ausrichtung der Sonntagsschulen).

In ihrem Beitrag «Heritage Narratives on the Slovenian Coast: The Lion and the Attic» fragt *Irena Weber* anschliessend nach der narrativen Konsistenz kulturellen Erbes am Beispiel italienischer Einflüsse in Istrien und untersucht dabei auch die Dimension des Tourismus und ökonomischer Kontexte in der Nutzung kulturellen Erbes.

Widmeten sich die bisherigen Fallstudien der immateriellen Dimension kulturellen Erbes, so fokussiert der Beitrag von *Kelli Ann Costa* die Nutzungsweisen archäologischer Funde in Irland («Globalizing Heritage: Marketing the Prehistoric Built Environment in Ireland»), wenngleich auch hier Fragen nach Bedeutungszuschreibungen eine zentrale Rolle spielen. Costa kann zeigen, Welch grosse Bedeutung dem Tourismus in der Nutzung archäologischer Stätten zukommt. Anhand ihrer vier irischen Beispiele fragt die Autorin kritisch, ob nicht der touristische Wert und die damit verbundene Vermarktbarkeit über konservatorische Erhaltung oder Verfall entscheiden.

Der Aspekt der ökonomischen Nutzung kulturellen Erbes steht auch im Zentrum des Artikels von *Heather Gill-Robinson* mit dem Titel «Culture, Heritage and Commodification». Wie entsteht kultureller Wert, wie lassen sich die Konflikte um das Eigentum an kulturellen Ressourcen beschreiben und welche Rolle spielen in diesen Prozessen kulturwissenschaftliches Wissen und kulturwissenschaftliche Expertise? Fallbeispiele finden sich zuhauf: vom Fund des Ötzi und der Frage nach einem angemessenen Finderlohn bis zum Verkauf archäologischer Funde im Internet. Für Gill-Robinson nehmen Anthropolog/-innen in Prozessen der Kommodifizierung von Kultur eine wichtige Stellung ein, können sie doch zwischen den beteiligten Akteuren vermitteln oder gar als «advocate for the cultural object under threat» (S. 191) auftreten.

Den Sammelband beschliesst ein Beitrag von *Barbara Hewitt* zum Verkauf kulturellen Erbes über das Internet («Heritage as Commodity: Are We Devaluing Our Heritage by Making it Available to the Highest Bidder via the Internet?»), in dem die Autorin nachzeichnet, auf welche Weise kulturelle Artefakte ihren (häufig illegalen) Weg in Sammlungen finden. Ein Blick auf die Summen, die im internationalen legalen und illegalen Antiquitätenhandel erwirtschaftet werden, zeigt, welches Ausmass die ökonomische Dimension annimmt. Nach einer Schilderung der verschiedenen staatlichen Massnahmen zur Eindämmung des illegalen Handels kultureller Artefakte referiert Hewitt weitere Vorschläge eines produktiveren Kulturgüterschutzes.

Die einzelnen Beiträge des Bandes verweisen darauf, wie weit die semantischen Konzepte von *heritage* reichen und mit welch differenten Logiken und lebensweltlichen Dimensionen wir in der Erforschung kulturellen Erbes konfrontiert sind. Besonders lesenswert scheinen mir jene Beiträge, die die multiplen Lesarten und Prozesse eigenwilliger lokaler Aneignung in den Blick nehmen. Dass die Konzeption des Bandes ein weites Verständnis von Kulturerbe impliziert, wird bereits in der Einleitung Nic Craiths deutlich, der es jedoch gelingt, die einzelnen Beiträge thematisch miteinander in Beziehung zu setzen; bei Lektüre hatte man sich allenfalls gewünscht, dass die an einigen Stellen frappierenden Bezüge auch in den jeweiligen Beiträgen expliziter thematisiert würden. Für die international inzwischen stark angewachsene Literatur zum Thema *heritage* stellt der Band in jedem Fall eine lesenswerte Bereicherung dar.

Markus Tauschek

RIGI. DIE ORTS- UND FLURNAMEN DER LUZERNER RIGIGEMEINDEN. Hg. und bearb. von Erika Waser in Zusammenarb. mit Alex Baumgartner, Peter Mulle. Unter Mitarb. von Heidi Blaser, Ingrid Strassmann, Philippe Bart. Altdorf: Gamma Druck + Verlag 2009. 662 S., Ill. + 1 Karte (Luzerner Namenbuch, 2).

Am 8. Februar 2009 fand in Weggis in Gegenwart eines zahlreichen Publikums aus lokalen Interessenten und Heimatforschern sowie Namenkundlern aus der gesamten deutschen Schweiz die Buchtaufe des zweiten Bandes des Luzerner Namenbuchs statt. Der starke Aufmarsch galt selbstverständlich dem Werk, war aber ebenso eine Hommage an Erika Waser, die verdiente Autorin und Leiterin der Forschungsequipe. Nachdem sie 1996 ihre Ergebnisse zum Entlebuch in zwei Bänden vorgelegt hatte, folgte nun in der gleichen Aufmachung der Band über die drei Luzerner Rigigemeinden, der sich mit einer ausserordentlich schönen und interessanten Landschaft beschäftigt. Das bis ins Letzte durchdachte und durchstrukturierte Werk umfasst auf total 662 Seiten sämtliche Namen der drei flächenmäßig verschieden grossen Gemeinden Weggis ( $11 \text{ km}^2$ ), Vitznau ( $9 \text{ km}^2$ ) und Greppen ( $3 \text{ km}^2$ ). Es dokumentiert, lokalisiert und erklärt von den Tiefen des Seegrundes über die Höfe, Orte und Gelände der Niederungen bis zu den Höhen der Rigi sämtliche «lebendigen» und abgegangenen Namen.

Die Einleitung (S. 9–39) enthält einen geografischen und geologischen Überblick über das Forschungsgebiet, bearbeitet von *Philippe Bart*, gefolgt von einem geschichtlichen Überblick von *Anton Gössi* und einer knappen Abhandlung der Mundart des Luzerner Rigigebiets von *Helen Christen* und dann, von *Erika Waser*, den Bericht über die Sammlung der historischen Belege sowie der aktuellen Namen und eine Beschreibung des Aufbaus des Namenbuchs.

Der eigentliche Namenteil (S. 41–547) beginnt mit dem in einem rötlichen Balken und in tiefroter Schrift hervorgehobenen Lemma *Äbli*, gefolgt in Schwarz von den Erklärungen mit Literaturangaben. Wiederum in roter Schrift folgt der Name *Äblismoos*, der durch ein Kreuz als abgegangen charakterisiert wird, dazu die Erklärung und die Lokalisierung durch die Koordinaten sowie eine Beschreibung der mit diesem Namen bezeichneten Stelle. Zuletzt folgen die Belege mit genauen Quellenverweisen. Nach diesem Muster sind sämtliche Einträge ausgeführt, wir können hier nur auf eine kleine Auswahl eingehen, aber es sei gleich vorausgeschickt, dass die meisten Deutungen zu überzeugen vermögen.

Die wichtigsten Namen sind selbstverständlich der Bergname *Rigi* und der Ortsname *Weggis*. Der Erstere ist seit längerer Zeit befriedigend gedeutet: Er verweist auf die waagrechten, von weitem sichtbaren Felsbänder, die den Oberteil des Bergs durchziehen, die sogenannten *Riginen*, die heute auch «Bänder» genannt werden. Alle früheren Deutungsversuche, wie etwa das fast programmatische *Regina montium* (Albrecht von Bonstetten, 1479) sind dadurch obsolet geworden, obschon sie noch immer in der Werbung herumgeistern. A. Kristol hält die Bezeichnung Rigi für eine Lehnübersetzung des romanischen *Zingel* (LSG, 492), was von E. Waser nicht diskutiert wird.

Schwieriger, aber auch faszinierender ist die Deutung von *Weggis*. Nachdem zuerst ein ahd. Personename *Watgis* (Gatschet, Brandstetter, Studer) sowie ein keltisches Substantiv *\*wadotegi\_s* «Fährmannshütten» (Hubschmid) und ein keltisches elliptisches Syntagma *\*wo-tegi\_s* «die unter dem Haus gelegenen (Wiesen)» (Pokorny) vorgeschlagen worden waren, greift Erika Waser auf ein ahd. *wuot\_gussi*, wörtlich «Wutguss» «Wasserschwall, Überschwemmung, Erdschlipf», zurück, das in luzernischen Quellen des 13. bis 15. Jahrhunderts mit zahlreichen verschliffenen Varianten, darunter auch *wagus* und *wägis*, belegt ist. Weggis ist damit «der von Überschwemmungen heimgesuchte Ort». Und tatsächlich ist aus dem Jahr 1795 nach längerer Regenperiode ein Schlammstrom bezeugt, dem im Dorf 28 Wohnhäuser und 15 weitere Gebäude samt einer Kapelle zum Opfer fielen. Ebenso sind aus dem Sommer 2007 Flutwellen durch Felsabbrüche am gegenüberliegenden Bürgenberg nachgewiesen, die an den Weggiser Hafenmauern und Schiffsstegen Schäden verursachten. Der Rückgriff auf ältere, historisch nicht bezeugte Wutgüsse vermag zu überzeugen, selbst wenn man neben den Namenbelegen gern auch noch eine eingehendere phonologisch-phonetische Entwicklung lesen würde.

Neu ist auch die Deutung des Ortsnamens *Greppen*. Wurde der Name früher mit rätoroman. *Grap* «Felsen, Stein» (Gatschet) in Verbindung gebracht und wurde in jüngerer Zeit ein vorlat. Alpenwort *gripp* «Fels» (Kristol) vorgeschlagen, greift Erika Waser auf germ. *\*grabj\_* «Graben» zurück und deutet den Namen als «Siedlung im Mündungsbereich eines ausgeprägten Bachtobels».

Neben den luzernischen erscheint wegen der Bezeichnungen *Küssnachtersee* und *Küssnachterwald* auch der schwyzerische Gemeindenname *Küssnacht*, erklärt nach Viktor Weibel, *Namenkunde des Landes Schwyz*. Das Schluss-/t/ des Namens wird zwar phänomenologisch erfasst, aber nicht in seiner relativen Sprachgesetzlichkeit erkannt. Es handelt sich dabei um die im Deutschen recht weit verbreitete Erscheinung, dass an Wörter, die mhd. auf einen Reibelaut enden, die Okklusive /t/ antreten kann: mhd. *obes* > nhd. *Obst*, mhd. *ackes* > nhd. *Axt*, mhd. *palas* > nhd. *Palast*, mhd. *saf* > nhd. *Saft*, mhd. *dannoch/dennoch* > frühnhd. *dennocht* (Vgl. Solothurnisches Namenbuch 1, 26 f.).

Dem Namenteil folgt der Bildteil mit 55 Landschaftsaufnahmen von Armin Wey, die einen Teil der besprochenen Fluren und Ortschaften sichtbar werden lassen. Beslossen wird der Band mit den Verzeichnissen, der Liste der Abkürzungen und Fachausdrücke, der Grammatik, den Quellen und dem Index. An Buchschmuck sind das Umschlagbild, das Frontispiz und ein Planausschnitt zu erwähnen.

Namenkunde ist eine Multidisziplin, deshalb kann sie als Hilfswissenschaft zahlreiche Forschungsrichtungen unterstützen, so wie sie selber aus fremden Weihern schöpft. Für Dialektologen dürften etwa die Ausführungen und Belege zu den Stichwörtern *Anger* (im Schweizerdeutschen wenig belegt), *Arbach* (aus \**Marchbach*), *Braui* (mundartliche Verkürzung von *Brauerei*), *Erligass* (Hebung des unbetonten Mittelvokals), *Fäicheri* (von *Fennich* «Hühnerhirse»), *Fälmis* (von Feld), *Fänd/Fend* (von ahd. *fenni* «Sumpf», *Hibnet* (von *Äbnet*); *Chruele* (von mhd. *kr\_che* «Gefäß»), *Stacher* (mit falscher Abtrennung aus *Oberst-acher*) von Interesse sein. Romanische und generell vordeutsche Relikte finden sich in *Fäsch*, *Furka*, *Gafel*, *Gand*, *Gufer*, *Gumme*, *Gütsch*, *Chestene*, *Chetzer*, *Chuen*, *Küssnacht*, *Lori*, *Ore*, *Romiti*, *Rubi/Rübi*, *Rufi/Rufli*, *Stafel/Staffel*, *Steigle/Steigel*, *Tanz*, *Tosse/Dosse*, *Trieie*, *Triechter/Triechten*, *Tuft/Duft*, *Zingel*. Der Genealoge wird die Belege zu den Familiennamen *Amrhyn*, *Bächtel*, *Brandolf*, *Brougier*, *Burket*, *Burmann*, *Fischli*, *Fleckenstein*, *Giger*, *Greter*, *Grüter*, *Hertenstein*, *Chüttel*, *Küttel*, *Meier*, *Müller*, *Sonnenberg*, *Suter*, *Trütsch*, *Waldis* dankbar zur Kenntnis nehmen. Religions- und kirchengeschichtliche Hinweise liefern die Artikel *Affren*, *Allerheiligen*, *Antoni*, *Beni*; *Brueder*, *Einsidler*, *Frau*, *Gott*, *heilig*, *Helge*, *Hell/Höll*, *Chanel*, *Chänzeli*, *Chappele/Kapälle*, *Chetzer*, *Chilche/Chile*, *Chirche*, *Chrüz/Kreuz*, *m Münch*, *Pfaff*, *Pfarr*, *Pfrael*, *Schwester*, *Sigrist*, *Verena/Frena*, *Wendelin/Wändel*, *Wich-*. Der Tourismus kommt in *Albana*, *Alpenblick*, *Alpenrose*, *Bellevue*, *Biritz*, *Friedheim*, *Gaudemamus*, *Grand*, *Kaltbad/Chaltbad*, *Kreuz*, *Löwe*, *Margrite*, *Park*, *Rigi*, *Rössli*, *Rütli*, *Schiff*, *Senar*, *St. Wendelin/Wändel*, *Wisses Chrüz* zum Zuge. Auch der See steuert eine Reihe von Namen bei *Albeli*, *Bärgli*, *Dampfschiff*, *Far*, *Inseli*, *Ledi*, *Luzernersee*, *Näbelglogge*, *Ort*, *Pilatus*, *Schiffländi*, *See*, *Seemli*, *Stad*, *Sündebucht*, *Triechter/Triechten*, *Zug*. Volkskundliche und altes Handwerk betreffende Hinweise erhält man unter *Bad*, *Balm*, *Drachesässel*, *Farm*, *Gift*, *Laube*, *Linde*, *Golan*, *Gruebisbalmhöli*, *Gstüchtistei* (mit der Übernahme der unbefriedigenden Erklärung des Gewährsmannes, dass sich der Namengeber wohl dort seinen Rheumatismus geholt habe. Wahrscheinlicher wäre, dass sich der von Rheumatismus Geplagte auf jenen bestimmten Stein setzen musste, um seine «Gstüchti» loszuwerden. Vgl. HdA 8, 397), *Häxeloch*, *Hennenstein*, *Holder*, *Chris*, *Christ*, *Pfisterei*, *Polen*, *Schilténüni*, *Schnuer*, *Schüpf*, *Schwester*, *Silvesterloch*, *Spil*, *Steigle/Steigel*, *Tanz*, *Vogelsang*, *Wich-*, *Zeiger*. Unsicherheiten, entweder der Autorin oder des Rezensenten, bleiben zurück in den Deutungen von *Bäggernied*, *Dare* (könnte in *Chalchare*, *Chalchtere* nicht einfach *Chalchere* mit unorganischem Verschlusslaut nach Reibelaut vorliegen?), *Freberg*, *Glesur*, *Chnuuti* (der Hinweis auf russ. *Knute* scheint abwegig), *Chowald*, *Majuch*, *Postune*, *Römersfad*, *Tütschibalm* (wirklich <diitsch?>), *Urmci*, *Winzen/Winzi*.

Ein terminologisches Problem, nicht allein in diesem Buch, sondern allgemein in der schweizerischen Dialektologie, ist die missbräuchliche Verwendung des Begriffs Affrikate (vgl. z. B. Stefan Sonderegger, Die Orts- und Flurnamen des Landes Appenzell I, § 160, S. 345). Man versteht darunter die Kombination eines Verschlusslautes mit dem homorganen Reibelaut, also /t/ > /ts/ oder /t/\_/p/ > /pf/, /k/ > /kx/. Die Vorstellung, die dem Terminus zugrunde liegt, sieht in dem Prozess der Affrizierung eine Anreibung der Okklusive, die den Laut vorne intakt lässt und hinten an ihm kratzt. Neben diesem vor allem aus der Zweiten Lautverschiebung bekannten Phänomen gibt es jedoch auch die Voranstellung eines Verschlusslautes vor den homorganen Reibelaut, am häufigsten ein unorganisches /t/ vor /s/ oder //\_/, die zum gleichen Resultat führt. Obschon das Ergebnis einer Affrikate gleicht, ist es doch keine, da nicht ein Verschlusslaut angerieben, sondern einem Reibelaut ein Verschlusslaut vorangestellt wird. Ich schlage als zutreffenderes Fachwort für diese Art der Lautentwicklung «Prothese» und «Prothesierung» vor, z.B. in *Muslits*, *Nesslets*, *Römers* (S. 608), als Pendant zu dem allgemein verwendeten Ausdruck «Epithese». Falls dieser Terminus als anderweitig zu stark belastet gilt, könnte man vielleicht auf «Scheinaffrikate» ausweichen.

Das ist ein Hinweis, der dem Buch im Gesamten keinen Abbruch tut. Was Erika Wasers Schriften auszeichnet – und darin macht diese neueste keine Ausnahme –, ist ihre Leserfreundlichkeit. Die strikte Durchstrukturierung und die klare Argumentation sind wohltuend und erleichtern das Verständnis. Sehr zu loben sind die Belege, umfangreicher als üblich, die sich nicht auf den Namen und den allerengsten Kontext beschränken, sondern gleichzeitig Hinweise auf die Lage, die Anstösser oder die Nutzung geben. Ebenso ist die Sorgfalt der Drucklegung hervorzuheben. Dass man in einem fast 700-seitigen Buch nur über einen einzigen Druckfehler (*Naueldwaldes* anstatt *Naueladwaldes*, S. 269) stolpert, verdient eine besondere Erwähnung. Darüber hinaus spürt man auf jeder Seite, dass es der Autorin nicht nur um trockene Information geht, sondern dass in den Texten ihr Herzblut pulst.

Rolf Max Kully

ZOLTÁN FEJÖS (Hg.): Néprajzi értesítő 2006. Budapest: Néprajzi Múzeum 2007. 232 S., ill. (Annales musei ethnographiae, 88).

Das Jahrbuch 2006 des Ethnographischen Museums von Budapest nennt kein übergeordnetes Thema, sondern gliedert sich in drei klar unterteilte Abschnitte. Der erste und wohl wichtigste umfasst drei grössere Artikel zur Europäischen Ethnologie; wir werden auf die beiden ersten Artikel näher eintreten. Der zweite Abschnitt widmet sich Sammlern und Sammlungen; fünf der sechs Artikel befassen sich mit aussereuropäischem Sammelgut, das den Weg ins Ethnographische Museum in Budapest gefunden hat. Der dritte Abschnitt stellt Neuzugänge von 2000–2005 in fünf verschiedenen Beständen des Museums vor. Aufgrund der Lektüre der einleitenden Artikel darf nun aber der Schluss gezogen werden, dass das Jahrbuch sehr wohl eine übergeordnete Thematik präsentiert, geht es doch um die Bedeutung der Quellen und ihre Glaubwürdigkeit für Sammlungen, die zum Grundstock des Ethnographischen Museums gehören. Ein vitales Thema.

János Szulovszky (Preisträger des Zsigmond-Bátky-Preises 2006) erschliesst neue Quellen zur Wirtschafts- und Handelsgeschichte des 18.–19. Jahrhunderts in Form von «Handwerke und Künste in Tabellen». Solche Tabellen erfassten Handwerke sowohl in Budapest als auch in ländlichen Städten und verglichen sie (z.T. in Kurvengrafiken, vgl. Dócz 1912) in Bezug auf Einkommen sowie Investitionen in Ausbildung und Ausstattung. Der Baumeister verdiente am meisten, sowohl in der Hauptstadt als auch landesweit, allerdings war sein jährliches Einkommen in Budapest wesentlich höher als anderswo (4000 Kronen gegenüber 1000 Kronen); der Unterschied zwischen Stadt und Land war in allen Berufen vorhanden. Um die 500 Kronen und weniger verdienten Schuhmacher, Drechsler, Fassbinder, Maurer und Zimmermaler. 1912 publizierte Sámuel Dócz ein unprätentiöses Büchlein, einen *Führer zum industriellen Handel*. Dieser richtete sich an Jugendliche und ihre Eltern und stellte 16 Berufe möglichst realistisch vor, um die Wahl einer geeigneten Lehre zu erleichtern. Dóczis Name ist in Ungarn heute noch ein Begriff.

Brigitte Bönisch-Brednichs Artikel fand Eingang ins Jahrbuch in ungarischer Übersetzung. Der Originaltitel lautet: «Überlegungen zur Kunstform des ethnographischen Erzählens. Die Faszination des Dorfes Átány» und erschien 2006 in der Zeitschrift für Volkskunde (102/1, S. 1–15). Die ungewöhnliche Ausgangslage wirft ein Licht auf die Bedeutung dieses Artikels sowohl für die ungarische Volkskunde als auch für die Geschichte des Ethnographischen Museums selbst. Es geht um das Thema des re-readings am Beispiel zweier prominenter ungarischer Ethnographen, Edit Fél und Tamás Hofer. In der Zeit des Sozialismus publizierten sie drei Artikel im Ausland über ihre gemeinsame Feldforschung im Dorfe Átány: *Proper peasants. Traditional life in a Hungarian village* (1969), *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung* (1972) und *Die Geräte der Átányer Bauern* (1974). Beeinflusst von Richard Weiss' *Volkskunde der Schweiz* folgten sie seinem synthetischen Ansatz und stellten die Dorfbewohner in ihrer gewachsenen Umgebung in den Mittelpunkt ihrer Feldforschung. Das Verhältnis des Bauern Ferenc Orbán (als homo creator) zu seiner Hacke gewann als Beispiel für den «Umgang mit Sachen» geradezu Kultstatus. Am gleichnamigen Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Regensburg 1981 wurde allerdings von Utz Jeggle dieses Beispiel hinterfragt und als Kunstgriff («Symbolfigur») dargestellt. Bönisch-Brednich zeigt an diesem Beispiel die Bedeutung des *re-reading* auf: Jede Generation hat das Recht und die Pflicht, ihre Vorgänger neu zu lesen und zu interpretieren. Dass dies mit Fél und Hofer geschah, ist kein Zufall, haben sie doch mit der Erforschung von Átány ein Stück faszinierender ungarischer Alltagsgeschichte und ländlicher Vergangenheit erschlossen und in Zeiten von Zwangsmodernisierung und Gleichschaltung mit ihrem ethnographischen Erzählen ganz unspektakulär politischen Widerstand geleistet. Es ist ebenfalls kein Zufall, dass im September 2008 die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde an ihrer Jahresversammlung in Schüpfheim (Luzern) des 100. Geburtstags von Richard Weiss gedachte und verschiedene Wissenschaftler und Familienmitglieder ihn wiederlasen, im Sinne von *re-reading*. Das Schweizerische Archiv für Volkskunde widmete ihm in diesem Jahr ein Themenheft.

Die Artikel über Sammler und Sammlungen orientieren über exotische Sammlungen ungarischer Sammler sowie über Sammlungen, die einen Bezug zu Ungarn oder zu den Ungarn haben. Im ersten Fall verfügt das Ethnographische Museum über Gegenstände und Fotografien aus Ostafrika (Legat Samu Teleki), Neu-Guinea (Legat Lajos Bíró) und Costa Rica (Legat Karl Wahle), im zweiten Fall besitzt es sehr alte Kultgegenstände der Mari (oder Tscheremissen), zwei vollständige Ikonostasen aus Viskó (heute Vyskovce, Slowakei) und aus Magyarkomját (heute Veliki Komati, Ukraine) sowie die volkskundliche Sammlung von Benedek Baráthosi Balogh (1870–1945) aus Sibirien, wo er sich auf die Spuren der Nachkommen der finn-ugrischen Sprachfamilie machte. Diesem Forscher hat das Ethnographische Museum zu einem früheren Zeitpunkt eine Monografie gewidmet (*Távoli utakon*, 1996). Sein Interesse galt den Ural-Altaï-Völkern, und sein Ziel war, die Urbevölkerung, zu der s. E.

auch die Ungarn zählten, zu rekonstruieren. Er gehörte durch seine Einstellung, aber auch durch seine vorwissenschaftliche Ausbildung zu den klassischen Forschern des 19. Jahrhunderts, die später überholt wurden. Seine Fotografien hingegen sind von unschätzbarem dokumentarischem Wert.

Aus den Neuzugängen zu den bestehenden Sammlungen – Keramik, Textilien und Kleidungsstücke, Viehhaltung und Hirtenkunsthandwerk, Brauchtum und Spielzeug, Kirchengüter – sei nur ein Beispiel hervorgehoben: Die Abbildung steht an prominenter Stelle zwischen dem Titelblatt und dem Inhaltsverzeichnis und stellt einen um 2002 erworbenen grossen, hellen Keramikteller aus Siebenbürgen dar. Er entstand in den frühen 1940er Jahren – zu einem Zeitpunkt, als Siebenbürgen nach dem zweiten Wiener Entscheid vorübergehend wieder zu Ungarn gehörte – und diente nicht etwa als Essgeschirr, sondern als Plakat, denn der dekorative blau-weiße Vogel auf einem Blütenzweig steht für das Magazin «Függetlensé» (Unabhängigkeit). Der Preis in blauer Schrift lautet auf 8 fillér (Heller).

Das Jahrbuch 2006 des Ethnographischen Museums von Budapest ist wie seine Vorgänger äusserst lesenswert und sorgfältig illustriert. Leider sind die englischen Übersetzungen nicht einwandfrei lektoriert. Es bleibt eine Verbesserung in diesem Bereich zu wünschen übrig. *Paula Küng-Hefti*

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Vgl. Franziska Schürch: Überlegungen zu einer Volkskunde der Kunst. In: Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft, Hg. Helge Gerndt und Michaela Haibl. Münster 2005 (Münchener Beiträge zur Volkskunde, 33).